

Wendt will nur wenig von den Pflichten gegen Gott wissen, trotzdem gerät er durch die wenigen, die er zuläßt, in offenen Widerspruch mit sich selbst. Am Anfang des Werkes behauptet er, der sittlichen Pflicht sei die Autonomie wesentlich. Später bezeichnet er es als Pflicht, sich in demüthiger Ergebung in Gottes Willen unter allen Schickungen zu fügen. Damit gerät er wieder in die Heteronomie.

Obwohl die Schrift Wendts im einzelnen manche treffliche Ausführungen enthält, wird doch sein „System“ wohl wenig Anhänger gewinnen, schon deshalb, weil es keine innere logische Einheit bildet, sondern aus ganz heterogenen, nur äußerlich zusammengeköpkelten Elementen besteht.

Viktor Cathrein S. J.

Deutsche Literatur.

Erwachte Steine. Von Peter Dörfler. 12° (184 S.) Rempten 1916, Rößel. M 2.20 — Dämmerstunden, Erzählungen von P. Dörfler; Buchschmuck von Rolf Winkler. 8° (202 S.) Freiburg 1916, Herder. M 2.60 — Judith Finsterwalderin, Roman von P. Dörfler. 8° (501 S.) Rempten 1916, Rößel. M 5.—

Ritas Briefe. Von Enrica von Handel-Mazzetti. Zweiter Teil. (Hausens Bücherei Nr. 52/53.) 12° (162 S.) Saarlouis 1916, Hausens Verlagsgesellschaft. Geb. M 1.—

Das Königl. Seminartheater und andere Erzählungen. Von Paul Keller. Bildschmuck von Walter Bayer und W. Krain. 15.—20. Aufl. 8° (200 S.) Breslau, Bergstadtverlag. M 2.60; geb. M 3.—

Sankt Sebalbus und die Dirne. Ein Legendenpiel. Von Ferdinand Künzelmann. 8° (170 S.) Rempten 1916, Rößel. M 3.—

1. „Peter Dörfler, ein Dichter der deutschen Seele.“ Unter dieser Auffassung wurde der gefeierte Schriftsteller im Dezemberheft der „Akademischen Monatsblätter“ in seiner aufsteigenden Entwicklung von der lieblichen Dichtung „Als Mutter noch lebte“ bis zu dem schicksalsreichen Roman „Judith Finsterwalderin“ geschildert. Nur so, aus dem Überblick des Ganzen heraus, wird man einem Dichter gerecht, nicht durch gelegentliches Herausgreifen eines einzelnen Werkes. Deshalb setzt hier die Besprechung dieses zweiten Dörflerschen „Drei-Blattes“ da wieder ein, wo die erste in diesen Blättern aufgehört hat. Dort wurde mit dem Wunsche geschlossen, es möchten sich die für Dörflers Begabung zu engen Grenzen der Heimatkunst nach den Höhen der Weltkunst erweitern. Hat sich der wohlgemeinte Wunsch erfüllt?

Zunächst bewegen sich die „Erwachten Steine“ und „Dämmerstunden“ noch in der alten bekannten Bahn, wohl eigenartig schön, echte Kinder der Dörflerschen Muse, aber doch nur Heimatkunst. Die ersten „Novellen“, in denen die „Erwachten Steine“ uns von Feindesnot erzählen, haben indes einen mehr als künstlerischen Wert; sie schildern in packenden Bildern die drangsalvolle Not unserer Vorfahren

aus der alten Zeit der Franzosen-, Ungarn- und Schwedenüberfälle auf deutsches Gebiet, das als Feindesland geplündert und ausgezogen wurde. Das war größeres Elend, als wir heute leiden, da unsere geeinten Heere den Krieg über die Grenzen tragen konnten. Bei diesem Vergleich von einst und jetzt muß auch der eigensinnigste Schwarzseher und der kleinlichste Jammermann voll Scham verstummen. Dörfles hat uns in seinen „Erwachten Steinen“ ein heldenhaftes Volksbuch geschenkt, während sich die „Dämmerstunden“ mit ihren acht Erzählungen wieder in sein geliebtes Kinderleben versenken; der Dichter ist in beiden Büchern nicht merklich höher gestiegen.

Damals, als der Wunsch nach Dörfles's Höhen- und Weltkunst geäußert wurde, hatte sein Roman „Judith“ im „Hochland“ begonnen, und die Vermutung war berechtigt, es werde ein erster Anstieg zur gewünschten Höhe sein; er war es. Nur darf man nicht gleich die kühnsten Vergleiche wagen und „Judith“ neben Handel-Mazettis „Stephana“ stellen. Der Name der jungfräulichen Heldin mit ihrem schicksalsvollen äußeren Leben und dem so ganz eigenartigen inneren Entwicklungsgange ist sinnvoll gewählt, das weitverschlungene Rankwerk der Um- und Mitwelt mit sicherer Hand gezeichnet, die einzelnen Begebnisse und die kunstvollsten Lagebilder prachtvoll bis ins allerkleinste geschildert; aber gerade darin hat der Meister der Klein- und Feinkunst dem großzügigen Romandichter etwas im Wege gestanden: die Ausschmückung ist oft breit und überreich und verdeckt die in ihrer Eigenart so anziehende Heldengestalt der tapfern Jungfrau. Auch die Sprache klingt zuweilen zu zart und fast versonnen, um den heroischen Opfermuth des sonderbaren Mädchens kraftvoll genug zu schildern, das sich in schwerer Not seiner Vaterstadt, nach siegreichem inneren Kampfe, immer mächtiger zu der liebevollsten Trösterin und mutvollsten Retterin emporringt und in der heldenhaftesten Tätigkeit als Krankenpflegerin ein zwar äußerlich schreckliches, aber innerlich glorreiches Ende findet. — Dörfles kann Menschen mit großen Leidenschaften in festen Zügen zeichnen; er versteht es, ein Schicksalsleben ganz besonderer Art, von der Kindesseele an bis zur Vollendung, reizvoll darzustellen; er besitzt die Kunst, das Rank- und Weirwerk mit leichter Hand hinzuzaubern; er hat als Dichter von Gottes Gnaden die höchste Auffassung des Erden-daseins; seine sichere und unerschütterliche Weltanschauung bildet ihm überall den festen Untergrund für seine Schöpfungen — kurz, ihm eignet alles, was den großen Sänger, der in des höheren Herrn Pflicht steht, vollendet; nur muß er seine reichen Gaben richtig verteilen, insbesondere die Neigung zum Versinnen und Grübeln mäßigen, eingedenk der weisheitsvollen Dichtermahnung:

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

2. Kurt Engelbrecht hat jüngst im „Tag“ (Nr. 283) einen beachtenswerten Aufsatz über die „künstlerische Wahrhaftigkeit“ veröffentlicht. Sie beruhe nicht nur im Kunstwerk allein, sie müsse vielmehr im Charakter des Schaffenden begründet sein, um dann auch an seiner Schöpfung wirksam in die Erscheinung treten zu können; und wir dürften nur da uneingeschränkt rühmen und preisen, wo ein tiefes Übereinstimmen zwischen Innerem und Äußerem, zwischen Ereignen

und Erleben, zwischen Werk und Persönlichkeit festzustellen sei. — Diesen einzig würdigen und gültigen Maßstab für die Beurteilung einer künstlerischen Schöpfung darf man kühn und getrost an alle Werke E. v. Handel-Mazzettis anlegen. Was sie mit tiefempfundenerm Gemüth und mit inniger Seelenanteilmahme als ihr Eigentum aufgenommen hat, das wird, ohne irgendeine Rücksicht auf den Geschmack der Zeit oder auf eine Persönlichkeit oder sonst etwas Fremdes, klar und wahr, nicht in blühenden Phrasen oder geistreich erklügelten Gedankenwendungen, künstlerisch dargestellt. Nur so entstehen Kunstwerke. Und daher darf man sich auf den Schlußband von „Ritas Briefen“ freuen, der wohl das siegreiche Ende des bis zur Höhe gesteigerten Kampfes einer jungfräulichen Sponsa Christi bringen muß. Übrigens sollen sich „Ritas Briefe“ auch in ihrer sittlichen Wirkung als ein echtes Kunstwerk bewähren, indem „zahlreiche Zeugnisse aus dem Felde es bestätigten, daß mancher junge Krieger durch Ritas sieghafte Reinheit vor sittlichem Falle bewahrt wurde“. Zu dieser höheren Künstlerkraft kann man der Dichterin nur herzlich Glück wünschen.

3. Daß eine wissenschaftliche Abhandlung absatzweise in einer Zeitschrift veröffentlicht werde, läßt sich nicht bloß entschuldigen, es empfiehlt sich sogar. Daß aber eine größere Erzählung erst zerstückelt zur Unterhaltung in Zeitschriften dargeboten werde, um später als ganzes Werk zu erscheinen, ist und bleibt eine Unsitte, die mit dem jetzigen Zeitschriftenwesen leider unzertrennbar verbunden scheint. Freilich hat sich die unterhaltungsbedürftige Lesewelt so sehr an den allgemein geübten Unfug gewöhnt, daß er als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen wird, besonders dann, wenn der Verfasser zu den Lieblingschriftstellern gehört. Bei Paul Keller ist dieses letzte glücklicherweise der Fall, und so fragt man gar nicht danach, ob nicht schon die eine oder die andere der zusammengeschlossenen „Novellen“ manchem Leser bekannt sein müsse.

Der Dichter — Paul Keller verdient den Ehrennamen — hebt die erste Erzählung, „Das königliche Seminartheater“, als ein Stück eigener Lebensgeschichte besonders hervor; mit Recht. Schon bei ihrem tropfenweisen Genuß in der „Bergstadt“ war man auf die jedesmalige Fortsetzung gespannt; so frisch und wie neu wiedererlebt hat der Dichter seinen „jungseligen, idealen Kunstdienst“ zu schildern verstanden. Dagegen fällt die zweite „Erzählung aus den schlesischen Bergen“ stark ab. Diese Grenzergeschichten, mögen sie auch als persönlich miterlebt vorgetragen werden, sind leider von peinlichen Einzelheiten nicht ganz frei. „Der Ausflug“ aber, eine „Skizze aus Kellers Dorfschullehrerzeit“, findet wieder den rechten Ton. Da klingen auch ernste Lebenserfahrungen durch, wie etwa die hohe Auffassung von dem Berufe eines Dorfschullehrers: „Mit Künstleraugen gesehen, gibt es kaum einen lieberen; er ist sehr arm an äußeren Genüssen, aber unendlich reich an inneren Freuden, und die Freude steht so hoch über dem Genuß wie das Gold über dem Kupfer; jede reine Freude, die du genossen, ist wie ein goldener Schmuck, den du erworben, bleibt unveränderlich und unvergänglich im Wert, setzt keinen Grünspan giftiger Reue an und rettet in armen Tagen vor bitterster Not.“ Von den vier weiteren „Novellen“ verdienen nur „Die Briefe der

Tochter“ eine besondere Erwähnung wegen der eigenartigen Erfindung und der tiefergreifenden Darstellung. Es wäre in manchem Betracht lehrreich, zu wissen, inwieweit diese „Skizze nach dem Leben“ mit ihrem erschütternden Ernst auf Wirklichkeit beruht. — Alles in allem läßt sich das Buch als ein echter Keller empfehlen. — Der Bildschmuck schmiegte sich im großen und ganzen der jedesmaligen Lage der Erzählung an; nur bei der fast übermühtigen „Humoreske in schlesischer Mundart“, dem „Bergtrach“, scheint die übersprudelnde Laune des Bildners den Dichter noch übertrumpfen zu wollen, nicht zum Vorteil der Kunst.

Erwähnt sei hier auch das Sammelbändchen „Von Hause“ (Ein Paketchen Humor aus den Werken Paul Kellers. Mit Bildern von W. Bayer, G. Holstein, R. Pfähler von Ottegraben und A. von Volberth. 8° [220 S]. Breslau 1917, Bergstadtverlag; geb. M 3.—), in dem Keller aus seinen „lustigsten Geschichten“ frohe Heimatklänge für unsere „grauen Brüder“ sowie auch für „die zu Hause Gebliebenen ein Bündelchen Humor zusammensuchte“.

4. „Von der Zukunft des deutschen Dramas“ wagt man es schon, nicht bloß hochgespannte Hoffnungen zu äußern, es werden sogar Gattung und Eigenart des „Zukunftsdramas“ mit einer halb sichern Bestimmtheit angegeben. Unterstellt wird dabei, daß die kommende Kunst „aus deutschem Geist entsprossen sein“ muß. Dann kann sie aber „gleich den Goetheschen Reisedramen keine Tragödie mehr sein, sicherlich auch kaum im alten Sinne noch eine Komödie, sie würde vielmehr ein deutsches Erleben und Lebensgefühl, das nicht ein tragisches, nicht ein pessimistisch zwiespältiges, sondern ein positives, religiöses, lebensfromm und lebensfreudig praktisches, im letzten und reinsten Sinne Christliches ist, zu einem positiven Ausdruck von Seele, Natur und Welt gestalten“. Und die Wirkung, die diese neuen Schöpfungen der Zukunft üben müßten, könnte nur „die wundersamste und erhebendste, weil reichste und bei einem klar schlichtesten, einfachsten Aufbau vielseitigste und beweglichste sein“. Das klingt wie Seherworte; nur wäre man fast gewillt, mit dem Dichter zu äußern: „Die Botschaft hör' ich wohl, doch mir fehlt der Glaube“, wenn nicht da und dort schon schüchterne Versuche auf dieser neuen Bahn gemacht würden. Als ein solcher darf F. Künzelmanns Legenden-spiel gelten. Wundersam wahr und unmittelbar müßte die Wirkung des Stückes auf der Bühne sein, da es schon beim Lesen ergreift. Ja, man könnte sagen, daß das ganze Legenden-spiel den Beweis dafür erbrächte, wie richtig Joh. Schlaf sein dramatisches Zukunftsbild gezeichnet habe. Um so klarer tritt diese Einsicht hervor, wenn Künzelmanns Neugestaltung der Saint-Sebastien-Legende mit ähnlichen Versuchen der jüngsten Vergangenheit verglichen wird; der Gegensatz wirkt wie Licht und Schatten, fast wie Tag und Nacht. Künzelmann läßt noch Größeres für die Zukunft erwarten; dafür bürgt der „klar schlichteste, einfachste Aufbau“ seines Spieles, das ganz „aus deutschem Geist entsprossen ist“, seine „lebensfromme und lebensfreudige“, religiöse Auffassung, die sich in großem Gedankenreichtum kundgibt, und nicht zuletzt seine weisvolle Sprache, die alle Töne beherrscht und es nicht verschmäht, auch Proben aus unserer älteren Sprache neu zu beleben.

Nikolaus Scheib S. J.